

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 85 (1959)  
**Heft:** 21  
  
**Rubrik:** Der Rorschacher Trichter

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**





133

## Der Rorschacher Trichter

WERNER WOLLENBERGER

Die Glosse:

### Spieglein, Spieglein...

Es ist, Sie dürften es schwerlich übersehen haben, Frühling. Und was tut der Bewohner einer relativ größeren Stadt um diese Jahreszeit?

Er fliegt aus.

Dorthin, wo es grün ist. Wo kleine Winde einen Apfelblüten-Regen auf löwenzahngelbe Wiesen niederlegen lassen. Wo an den geheimnisvollen Rändern geschwätziger Bäche die Sumpfdotterblumen leuchten. Wo am Saum von Wäldern, deren Bäume die ersten grünen Haare bekommen, Salomonssiegel sich neigt und violett Lungenkraut.

Dorthin zieht es den Bewohner der relativ großen Stadt.

Manchmal reicht es ihm aber nur zu einem Besuch im Zoo.

Und dort war ich neulich.

Um ehrlich zu sein: ich gehe selten in Zoologische Gärten.

Und das hat seinen Grund.

Oh, nicht etwa, daß mein Herz bräche, weil die Tiger nicht frei durch die Gegend wandeln dürfen und die Klapperschlangen nicht täglich Ausgang auf den Pfaden zwischen den Gehegen haben. Seit mir der Professor Hediger einmal längere Zeit und sehr intensiv erklärt hat, daß Zoo-Tiere nicht unter der Gefangenschaft leiden, bin ich in diesem Punkte beruhigt. Wenigstens einigermaßen.

Ein Rest von Zweifel bleibt natürlich zurück. Irgendwie glaube ich diese Theorie erst dann ganz, wenn ich mich einmal nicht mit einem Professor der Zoologie, sondern – sagen wir mit einem – Elefanten über das Problem unterhalten haben werde.

Leider schlugen alle diesbezüglichen Versuche bisher fehl. Nicht einmal mit den Papageien war ein entsprechendes fruchtbares Gespräch anzuknüpfen.

Weiter: meine Aversion gegen Zoo-Besuche ist auch keineswegs eine Folge mangelnder Tierliebe. Obwohl ich zugeben muß, daß ich Blumen vorziehe, da sie meistens stiller sind und wesentlich besser riechen, habe ich eine Sympathie für Tiere. Besonders für Fische, Vögel und Schlangen.

Doch das nur nebenbei.

Nein, meine Abneigung gegen Zoo-Besuche hat einen anderen Grund. Er liegt in meiner Betrachtungsweise, welche – wissenschaftlich ausgedrückt – eine anthropomorphe ist. Auf verständlich heißt das: ich «vermensliche» die Tiere.

Etwa so, wie Mister Disney das tut. Natürlich sollte man das nicht. Tierpsychologen wollen das Tier als Tier verstanden wissen und sie finden es einfach tierisch, wenn man ein Tier so betrachtete als sei es ein Mensch.

Leider machen es einem die Viecher aber schwer, wissenschaftlich einwandfrei zu bleiben.

Nehmen Sie zum Beispiel ein Nilpferd. Schauen Sie zu, wie es faul

und fett im größten Dreck liegt. Betrachten Sie das Exemplar ferner eingehend von hinten. Beachten Sie die erschreckenden Ausmaße seines verlängerten Rückgrates.

Und denken Sie dann nicht an den Ex-König Faruk!

Schlimm ist nur, daß einen die lieben Tiere nicht nur an die großen menschlichen Tiere gemahnen, sondern auch an Bekannte, Freunde, Nachbarn und ähnliche menschliche Lebewesen der näheren Umgebung.

Da ist zum Beispiel ein ruhelos und ab wandernder Löwe. Der hat einfach etwas von meinem früheren Mathematik-Lehrer, welcher auch immer – mit gewaltigem Haupte, kleinen, schleimigen Augen und flatternder Möwe vor mir auf und ab promenierte, einen Rechenschieber in der Hand haltend und darauf lauernd, wann er mich eines Logarithmen-Fehlers wegen verschlinge. Um ehrlich zu sein: er verschlang mich dreimal täglich.

Oder da ist der Strauß.

Er gleicht – so leid mir das für ihn tut – vielen Frauen, die ich sonntags sehe. Wissen Sie, jenen etwas dickgewordenen, die noch immer – trotz des dämmernden Lebensabends – auf jugendlichen Chic Wert legen und sich deshalb so anziehen, daß es anziehender wäre, sie täten es nicht.

Ich meine: sie zögen sich nicht so an.

Nicht so aufgedonnert, nicht mit so lächerlich frühlingshaften Hüthen. Außerdem erinnert mich der Gang der Straüße immer wieder an den vieler junger Mädchen in unserem Lande, die – wie beinahe die meisten Mädchen dieser Gegend – nie richtig gehen gelernt haben. Ihre Gesichter mögen noch jung sein, aber ihr Gang hat bereits etwas Matronenhaftes. Zum Teil mag das am alemannischen Unterteil des

Rückens liegen, zum Teil liegt es aber bestimmt an den Mädchen selbst.

Von den Affen will ich schweigen. Sie genießen mich beinahe immer. Ihre Ähnlichkeit mit dem Menschen ist allzu deutlich und die Parallelen ihrer Handlungsweise sind allzu peinlich.

Daß sie das, was sie zu tun haben, so ungeniert, so frei von jeglicher Scham und so ohne jede Rücksicht auf die Gefühle jugendlicher Zuschauer und die Psyche älterer Gouvernanten tun, macht die Sache zwar ehrlicher, aber – für einmal – um kein bißchen besser.

Der Unterschied, der zwischen ihnen und mir nicht besteht, verursacht mir leise Uebelkeit.

Natürlich flüchte ich, wie alle Leute, vor den Affen in das Gelächter.

Aber es ist kein gutes Lachen. Es stößt mir nur zu, weil sich mein Entsetzen irgendwie Luft verschaffen muß.

Vor den Affen packt mich immer jener Schrecken, der mich mit Eile aus dem Zoo treibt.

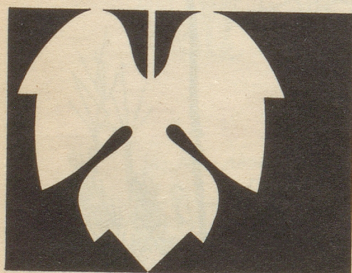
Wenn mir auf diesem Heimwege ein Lama nachspuckt, wundert es mich nicht.

Ich könnte mir vorstellen, daß das Lama, welches die sanften, trügerisch-intelligenten Augen einer nordischen Filmschauspielerin hat, mit Recht auf mich spuckt.

Immerhin bin ich dann froh, wieder unter Menschen zu sein, wenn auch der Polizist, der mich fünf Minuten später wegen Ueberfahrens einer Stoppstraße anhält, an ein trügerisch-ruhig lauerndes Krokodil erinnert.

Wenn Menschen Tieren gleichen, ist es immer noch besser.

Vor allem geschieht es ihnen eher recht.



Merlino

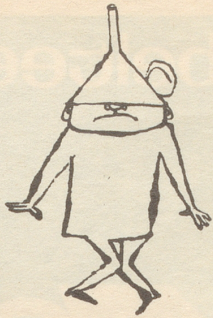
Stufen zur Qualität: beste, sonnenge-reifte Trauben, sofort erntefrisch gepresst, sorgfältig gekeltert, in Druck-Tanks kühl gelagert, hygienisch abgefüllt, schonend pasteurisiert, – das ergibt die hervorragende Qualität des naturreinen Traubensaftes MERLINO.

Ein OVA-Produkt

Alleinhersteller: Gesellschaft für OVA-Produkte  
Affoltern am Albis Tel. (051) 99 60 33







## DAS ECHO

Wer schreibt, dem wird geschrieben ... Neulich habe ich da zum Beispiel folgenden Nebensatz von mir gegeben: «... daß bei den letzten Regierungsratswahlen immerhin über fünftausend erwachsene und stimmberechtigte Bürger von Zürich einem mit Zuchthaus vorbestraften Kandidaten ihre Stimme gegeben haben.»

Und darauf hin wurde mir verschiedentlich geschrieben.

Zunächst von Herrn Ralf W. aus Basersdorf.

Er möge gnädigst verzeihen, wenn ich seinen Brief nur sehr auszugsweise wiedergebe. Das totale Schreiben ist ein bißchen lange geraten.

Also, ein Bruchstück:

«... möchte Ihnen doch empfehlen, diesen ehemaligen Zuchthäusler und jetzigen Regierungsrats-Kandidaten – persönlich kennen zu lernen und ihn so zur Kenntnis zu nehmen, wie er heute lebt und lebt ...»

Frei und frank herausgesagt: das ist eine Offerte, die mich nicht besonders interessiert hat.

Oder besser: die mich nicht besonders interessiert hätte.

Beachten Sie den, ein unweigerliches «Aber» nach sich ziehenden, Konjunktiv.

Also: aber!

Da kam nämlich aber ein zweiter Brief. Der war vom Regierungsratskandidaten selbst. Und der war so freundlich, so nett, so offenherzig und so – wie es mir schien – ehrlich, daß ich mich – nun ja – ein bißchen geniert habe.

Warum? Weil ich in den ekligen Fehler des Spießers verfallen war, als ich vom Zuchthäusler D. schrieb.

Weil ich gedankenlos etwas nachgeplappert habe, das ich in irgendeiner Zeitung gelesen hatte.

Weil ich ungerecht gewesen bin.

Und da Ungerechtigkeit unter allen menschlichen Fehlern derjenige ist, den

ich mit Abstand am meisten auf der Latte habe, möchte ich mich entschuldigen.

Meine diesbezügliche Bitte geht so:

«Lieber Herr D.!

Gedankenlos habe ich einen Stab über Sie gebrochen, den zu brechen mir nicht anstand. Voreilig formulierend bin ich in den Fehler der Lieblosigkeit und der Ungerechtigkeit verfallen. Ich habe, was einem sprachbewußten Schreiber nie passieren sollte, Vergangenheit und Gegenwart durcheinander gebracht. Und ich habe nicht bedacht, daß ein Mensch die unendliche Gnade besitzt, sich ändern zu können. Es tut mir leid. Gerne mache ich von Ihrem Angebot, Sie persönlich kennenlernen zu dürfen, Gebrauch und gerne werde ich den Lesern dieser Seite über dieses Rendez-vous berichten.»

Dazu noch: herzliche Grüße usw. Und die Unterschrift.

Damit wir uns gut verstehen: wie der Eindruck, den ich haben werde, ausfällt, weiß ich nicht. Aber erst wenn ich ihn gewonnen habe, werde ich mit jener Unvoreingenommenheit, die mir wieder einmal abging, ein Urteil fällen können.

Und gerechterweise ...



Wer schreibt, dem wird geschrieben ... Beispielsweise von einer Lehrerin aus Rapperswil.

Die freundliche Frau preist zuerst einige meiner Zeilen, wofür ich danke. Dann kommt sie zu einem Problem, das nun allerdings nicht besonders weltbewegend ist.

Hören Sie zu:

«Im Laufe der Jahre sind mir zusätzlich zu meinem Berufe allerhand Nebenämtelein zugefallen. Unter anderem bin ich Aktuarin der Gesundheitskommission unseres Dorfes, das 2600 Einwohner zählt und von den beiden Bahnlinien Zürich-Bern und Basel-Arth/Goldau durchschnitten wird.»

Dies einleitenderweise und orientierungshalber.

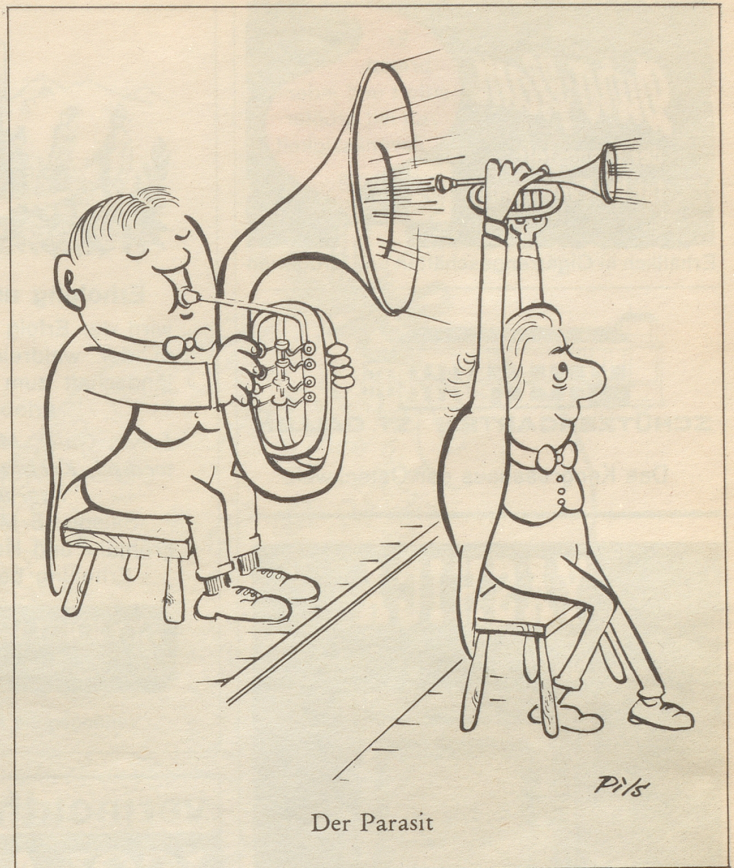
Und nun die Affäre:

«Vom Winde verweht liegen rechts und links der beiden Bahnlinien, die von den SBB-Reisenden benützten WC-Papierchen, gegen die wir ja nichts einwendeten, wenn sie nicht die Gartenzäune, die Gemüsebeete und unsere Spazierwege dekorierten. Gibt es im Zeitalter der Erfindungen, so fragen wir uns, keine Möglichkeit für die SBB, diese Visitenkarten anders zu placieren?»

Ja, und nun kommt noch ein besonders schöner Satz:

«Verzeihen Sie mein Ansinnen, dieses Problem mundgerecht zu machen ...»

Um ehrlich zu sein: als ich diesen Brief las, fiel unvermittelt Heiterkeit mich an. Ich tat das, was auch Sie getan haben würden, respektive dürften: ich grinste länglich: Und beschloß, das Schreiben nicht mundgerecht zu machen. Sondern im Gegenteil ...



Der Parasit

Lassen wir das!

Und dann habe ich mir dies da überlegt: ist das wirklich so komisch?

Es ist, wenn Sie mich fragen, gar nicht so lustig.

Warum?

Weil es erfahrungsgemäß die kleinen Sorgen sind, die uns das Leben am peinlichsten verbittern. Wissen Sie, mit den großen Brocken wird man irgendwie fertig. Und es ist leichter, sich mit den monströsen Widerwärtigkeiten abzufinden, weil es einem ein gutes Gefühl gibt, sie mit Gelassenheit hinzunehmen.

Eklig sind aber die kleinen Wehwehchen.

Die täglichen Unannehmlichkeiten.

Um es in einem Bilde zu sagen:

Den Angriff eines Löwen kann man eventuell abschlagen. Und tut man es nicht, so ist die Sache auch erledigt. Peinigend aber sind die Angriffe der Stechfliegen, die einen müde machen und krank und resigniert.

Tun Sie mir deshalb einen Gefallen: verlachen Sie mir die Lehrerin aus Rapperswil nicht! Sie setzt sich für die Sauberkeit im kleinen ein. Das scheint ein läppischer Einsatz zu sein. Ist es aber nicht.



Sondern ist, wenn Sie es genau überlegen, berechtigt. Und viel weniger komisch als man annehmen möchte.

Manchmal, meine ich, gehört mehr Mut dazu, von WC-Papier zu sprechen, als von der Gipfelkonferenz in Genf.

Manchmal, glaube ich, ist es besser, sich für die Behebung kleiner Uebelstände einzusetzen. Besonders dann, wenn man weiß, daß die Behebung der großen doch nicht in unserer Macht steht.

Und deshalb frage ich die SBB höflichst und in aller Form an:

Wäre es möglich, daß ...

Alle Mittel und Wege die zu diesem Ziele führen, überlasse ich gerne den Leuten unserer Bahn, von denen ich weiß, daß sie für Anfragen dieser Art immer ein offenes Ohr haben.

Ich gebe zu: es ist wichtiger, daß man gegen das chinesische Verhalten in Tibet protestiere.

Ich gebe zu: es ist wichtiger, daß man seine Wut gegen das, was in Algerien geschieht, zu Protokoll gebe.

Ich gebe zu: es ist wichtiger, daß man seine Wut gegen die Mörder, die in Amerika einen Neger gelyncht haben, dokumentiere.

Aber: über seelischer Hygiene ist doch auch die körperliche nicht zu vergessen. Ueber geistiger Sauberkeit ist auch die physische nicht zu vernachlässigen.

Und über den großen Mißständen sind auch die kleinen nicht außer acht zu lassen.

Also bitte, liebe SBB, tu etwas für die Lehrerin aus Rapperswil.

Es wäre einer Deiner schönsten Züge!

Rasch ein

# MALEX

gegen Schmerzen